

LAURA LIPPMAN
Was die Toten wissen

Buch

Eigentlich war es ein harmloser Unfall mit Fahrerflucht. Doch bei der Befragung durch die Polizei in Baltimore lässt die Unfallfahrerin eine Bombe platzen: Sie behauptet, Heather Bethany zu sein, und löst damit Fassungslosigkeit aus. Denn Heather ist seit dreißig Jahren spurlos verschwunden – seit jenem Tag, als sie im Alter von zwölf Jahren zusammen mit ihrer drei Jahre älteren Schwester Sunny vom Parkplatz einer Mall entführt wurde. Es gab nie einen Erpresserbrief, und auch die Leichen der Mädchen wurden nie gefunden. Der Fall blieb ungeklärt. Schließlich zerbrach auch die Ehe der Eltern unter der Last immer wieder enttäuschter Hoffnungen und hilfloser Angst. Mittlerweile ist der Vater der Mädchen längst tot, die Mutter hat die Stadt vor Jahren verlassen. Doch mit dem Auftauchen der vermeintlichen Heather ist das Rätsel keineswegs gelöst, denn irgendetwas stimmt mit der Frau nicht: Sie kennt zwar Details, mit denen außerhalb der Familie Bethany niemand vertraut sein kann. Gleichzeitig wird deutlich, dass sie etwas verbirgt und nicht die ganze Wahrheit erzählt, sofern sie überhaupt spricht. Wer immer Heather tatsächlich ist, sie weiß offenbar, was damals geschah ...

Autorin

Laura Lippman wurde in Atlanta, Georgia, geboren und wuchs in Baltimore auf, wo sie auch heute lebt. Sie arbeitete zwölf Jahre als Journalistin für die *Baltimore Sun* und schreibt seit 1997 Spannungsromane. Für ihre Bücher wurde sie mit sämtlichen renommierten Krimipreisen ausgezeichnet: dem Edgar Allan Poe Award, dem Anthony Award, dem Agatha Award, dem Shamus Award und dem Barry Award. »Was die Toten wissen« wurde als bester Spannungsroman des Jahres mit dem Quill Award ausgezeichnet. Der Roman basiert auf einer wahren Geschichte, dem rätselhaften Kidnapping der Schwestern Sheila und Katherine Lyon, die am 25. März 1975 in Baltimore entführt und nie gefunden wurden.

Laura Lippman

Was die Toten
wissen

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Mo Zuber

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel
»What the Dead Know«
bei William Morrow & Company, New York.



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *München Super*
für dieses Buch liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung August 2009

Copyright © der Originalausgabe 2007 by Laura Lippman

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2009

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: Getty Images/Christopher Thomas

Redaktion: Martina Klüver

AB · Herstellung: Str.

Satz: deutsch-türkischer fotosatz, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-46898-0

www.goldmann-verlag.de

*Für Sally Fellows
und Doris Ann Norris*

Denn die Lebenden wissen, dass sie sterben werden, die Toten aber wissen nichts; sie haben auch keinen Lohn mehr, denn ihr Andenken ist vergessen. Ihr Lieben und ihr Hassen und ihr Eifer ist längst dahin; sie haben kein Teil mehr auf der Welt an allem, was unter der Sonne geschieht.

Prediger Salomo, 9: 5–6

Kapitel 1

Ihr Magen verkrampfte sich, als der Wasserturm in Sicht kam. Er überragte die kahlen Bäume, erinnerte an ein Raumschiff, das auf der Erde gelandet war. Der Wasserturm war bei dem Spiel, das sie früher immer im Auto gespielt hatten, ein wichtiges Erkennungszeichen gewesen, auch wenn es nicht das Gebäude war, um das es in Wirklichkeit ging. War jedoch erst einmal die weiße Scheibe auf den langen, dünnen Beinen gesichtet worden, wusste man, dass es Zeit war, sich bereitzuhalten, wie ein Läufer am Startblock. *Auf die Plätze, fertig, ich sehe* – wer das Kaufhaus in der Kurve als Erster erspähte, würde gewinnen.

Es hatte gar nicht als Spiel begonnen. Anfangs hatte sie sich das Ganze nur für sich ausgedacht, ein Ablenkungsmanöver, um sich die Langeweile auf der Zweitagestour von Florida hoch ein wenig zu vertreiben. So weit sie zurückdenken konnte, waren sie jede Winterferien nach Florida gefahren, obwohl niemand an dem Besuch bei ihrer Großmutter Freude hatte. Ihre Wohnung in Orlando war eng und muffig, das Essen ungenießbar, und ihre Hunde kläfften böseartig. Alle waren unglücklich, sogar ihr Vater, vor allem ihr Vater, obwohl er vorgab, es nicht zu sein, und zutiefst beleidigt war, wenn irgendwer auf die Idee kam, seine Mutter als das zu bezeichnen, was sie in Wirklichkeit war – knauserig, verschoben und unfreundlich. Dennoch konnte auch er kaum seine Erleichterung verbergen, wenn es wieder nach Hause ging. Bei jeder Bundesstaatengrenze, die sie überquerten, sang er den Namen des neuen Staates. *Georgia* dröhnte er mit Ray-Charles-Schmelz.

Sie übernachteten in irgendeinem billigen Motel und fuhren am nächsten Morgen noch vor Sonnenaufgang weiter, erreichten bald darauf South Carolina – »Nichts ist feina!« –, gefolgt von den langen, öden Durststrecken durch North Carolina und Virginia, wo das einzig Bemerkenswerte die Rast fürs Mittagessen in Durham und die tanzenden Zigarettenschachteln auf den Werbetafeln um Richmond waren. Dann endlich Maryland, wunderbares Maryland, geliebtes Maryland, danach waren es nur noch etwa fünfzig Meilen, damals eine knappe Stunde Fahrt. Heute hatte sie bereits fast doppelt so lange für dieselbe Strecke gebraucht. Auf der Autobahn war es anfangs nur ganz langsam vorangegangen, doch der dichte Feierabendverkehr löste sich allmählich auf, und es lief wieder besser.

Ich sehe ...

Hutzler's war das prächtigste Kaufhaus der Stadt. Zu Weihnachten wurde dort immer ein riesiger Plastikkamin aufs Dach gesetzt, auf dem ein Weihnachtsmann rittlings schwebte. Kam der Weihnachtsmann gerade an, oder war er schon wieder im Aufbruch begriffen? Sie konnte sich nie entscheiden. Sie achtete auf das leuchtende Rot des Weihnachtsmanns, das sichere Zeichen, dass es nicht mehr weit nach Hause war – so wie bestimmte Seevögel einem Kapitän verrieten, dass bald Land in Sicht war. Es war ein persönliches Ritual, so wie sie die Streifen der Mittellinie zählte, die unter den Vorderrädern verschwanden. Das sollte offenbar gegen Übelkeit beim Autofahren helfen, die sie nie ganz losgeworden war. Selbst damals war sie schon verschlossen; war ihr der Unterschied bewusst zwischen Exzentrizität, die interessant sein konnte, und zwanghaften Angewohnheiten, die etwas Kauziges an sich hatten, so wie bei ihrer Großmutter. Oder wie bei ihrem Vater. Aber eines Tages war es ihr herausgerutscht, freudig und unaufgefordert, ein weiterer Dialog mit ihr selbst, der in die Welt entkommen war:

»Ich sehe, ich sehe das Hutzler.«

Im Gegensatz zu ihrer Mutter und Schwester hatte ihr Va-

ter sofort erkannt, worum es ging. Offenbar erfasste ihr Vater immer alles sofort. Das war sehr tröstlich gewesen, solange sie noch ganz klein war, doch nun fand sie sein Verhalten ziemlich anmaßend. Das Problem lag darin, dass ihr Vater darauf bestanden hatte, ihr kleines Suchspiel in ein Spiel für alle umzumünzen, daraus sogar einen Wettbewerb zu machen. Was einstmals ausschließlich ihr gewesen war, musste sie nun mit der ganzen Familie teilen. Ihr Vater hatte es stets sehr mit dem Teilen und wollte, dass alle an allem teilhaben sollten. Er fand, lange, sich ewig hinziehende Familiendebatten, offene Türen, zwangloses Unbekleidetsein hätten etwas Gutes, bis ihm ihre Mutter Letzteres ausgedreht hatte. Wenn man versuchte, etwas für sich zu behalten, beschuldigte er einen, selbstsüchtig zu sein – egal ob das nun eine Tüte Bonbons war, die man sich von seinem eigenen Geld gekauft hatte, oder ein Gefühl, über das man nicht offen reden wollte. Dann setzte er sich vor einen hin, sah einem tief in die Augen und erklärte, dass Familien so nicht funktionierten. Eine Familie war ein Team, eine Einheit, ein Mikrokosmos, das Einzige, an dem sich ihr Leben lang nichts ändern würde. »Wir verschließen unsere Haustür vor Fremden«, erklärte er, »aber niemals voreinander.«

Also vereinnahmte er »Ich sehe das Hutzler« zum Wohl der ganzen Familie und spornte alle an mitzumachen. Auf die Weise wurde die letzte Meile auf der Autobahn fast unerträglich spannend. Die Schwestern reckten die Hälsen und beugten sich in den alten Beckengurten weit nach vorn. So war das damals – Sicherheitsgurte nur auf langen Reisen, Fahrradhelme niemals, Skateboards aus rissigen Holzplanken und alten Rollschuhen zusammengeschrubt. In ihrem Gurt festgezurrt, spürte sie, wie sich ihr der Magen umdrehte und ihr Puls zu rasen begann – und wofür? Für die zweifelhafte Ehre, laut auszusprechen zu dürfen, was sie sowieso schon immer als Erste gedacht hatte. Wie immer bei den Wettbewerben ihres Vaters gab es keinen Preis und keine tiefere Erkenntnis. Nachdem ihr der

Sieg nicht mehr gewiss war, tat sie, was sie immer tat – sie gab vor, dass es ihr gleichgültig war.

Jetzt war sie wieder hier – sie ganz allein, der Sieg war ihr also gewiss. Doch noch immer verkrampfte sich ihr Magen. Sie wusste nichts davon, dass das Kaufhaus längst verschwunden war, dass sich alles um das einst vertraute Autobahnkreuz herum verändert hatte, heruntergekommen war. Das würdevolle Hutzler's war nun einer schäbigen Value-City-Filiale gewichen. Gegenüber auf der anderen Seite des Highways war das Quality Inn zu einer dieser Lagerhallen umfunktioniert worden. Aus ihrem Blickwinkel konnte sie nicht erkennen, ob es das Howard Johnson noch gab, wo ihre Familie einmal die Woche zum Bratfischessen hingegangen war, aber sie bezweifelte es. Gab es überhaupt noch irgendwo ein Howard Johnson? Gab es *sie* noch? Ja und nein.

Was sich als Nächstes ereignete, geschah innerhalb weniger Sekunden. Wenn man mal darüber nachdenkt, trifft das eigentlich auf alles zu. Das würde sie später bei der Vernehmung aussagen. *Die Eiszeit war eine Sache von Sekunden; nur dass es viele davon hintereinander gab.* Oh, sie schaffte es immer wieder, andere Leute für sich einzunehmen, wenn es sein musste. Zwar war diese Taktik längst nicht mehr überlebenswichtig für sie, es fiel ihr aber dennoch schwer, sie sich wieder abzugewöhnen. Die Beamten, die sie nach dem Unfall vernahmen, gaben vor, verärgert zu sein, doch sie merkte, dass sie sehr wohl die gewünschte Wirkung bei ihnen erzielte. Ihre Schilderung des Vorfalls hatte etwas atemberaubend Lebendiges, sie war spannender, als was die Polizei sonst zu hören bekam. Sie hatte nach rechts gesehen, nach Osten, hatte versucht, sich an all die Dinge aus ihrer Kindheit zu erinnern, und dabei die alte Warnung vergessen: *Brücken überfrieren zuerst.* Sie hatte ein merkwürdiges Kribbeln wahrgenommen, fast als ob ihr das Lenkrad aus der Hand geglitten wäre, aber in Wirklichkeit löste sich ihr Wagen von der Fahrbahn, verlor die Bodenhaftung, obwohl

der Schneeregen noch nicht eingesetzt hatte und der Straßenbelag knochentrocken aussah. Es war Öl, nicht Eis gewesen, von einem früheren Unfall, wie sie später erfuhr. Was hätte sie gegen diese Ölschicht denn tun können, die in der Märzdämmerung nicht zu sehen gewesen war? Woher erahnen sollen, dass ein Trupp Straßenbauarbeiter das ausgelaufene Öl nicht oder nicht ganz weggeputzt hatte? Irgendwo in Baltimore saß gerade wohl einer dieser Männer beim Abendessen, nicht ahnend, dass er gerade ein Leben zerstört hatte, und sie beneidete ihn um seine Ignoranz.

Sie umklammerte das Lenkrad und trat mit aller Macht aufs Bremspedal, aber der Wagen gehorchte ihr nicht. Er schlitterte nach links wie die Nadel eines völlig außer Kontrolle geratenen Tachos. Der kastenförmige Wagen prallte von der linken Leitplanke ab und schlitterte quer über den Highway. Einen Moment lang sah es so aus, als wäre sie die Einzige auf der Straße, als wären alle anderen Fahrer vor Ehrfurcht erstarrt. Der alte Plymouth Valiant – der Name war ihr wie ein gutes Omen erschienen, er erinnerte sie an die Prince-Valiant-Comics in der Sonntagszeitung – schoss elegant über die Fahrbahn, wie ein Tänzer zwischen den trotzigen, am Boden festklebenden Autos der Pendler.

Und dann, als sie gerade dachte, sie hätte den Valiant wieder unter Kontrolle, als die Reifen wieder Bodenkontakt hatten, spürte sie einen sanften Ruck von rechts. Sie hatte einen weißen Geländewagen gestreift, und obwohl ihr Auto viel kleiner war, schien der SUV durch die Berührung ins Schleudern geraten zu sein, ein Elefant niedergestreckt durch ein Blasrohr. Sie erhaschte einen Blick auf ein Mädchen, oder glaubte es zumindest. Das Gesicht des Kindes wirkte eher überrascht als ängstlich, als könne es nicht fassen, dass man ihm etwas anhaben konnte. Das Mädchen trug eine Winterjacke und eine riesige, nicht gerade schmeichelhafte Brille, die mit den weißen Fellohrschützern noch unvorteilhafter aussah. Ihr Mund stand

offen, ein rotes Tor des Staunens. Sie war zwölf oder elf; mit elf war damals auch – und dann schlitterte der weiße SUV langsam die Böschung hinab und überschlug sich mehrere Male.

Verzeihung, Verzeihung, Verzeihung, dachte sie. Sie wusste, sie hätte vom Gas gehen, anhalten, nach dem SUV sehen sollen, aber das Hupen und Bremsgequietsche hinter ihr trieb sie unwillkürlich voran. *Ich konnte doch nichts dafür!* Eigentlich sollte inzwischen jeder wissen, dass SUVs sich leicht überschlagen. Der leichte Schubser von ihr konnte nicht für diesen verheerenden Unfall verantwortlich gewesen sein. Abgesehen davon war es ein so langer Tag gewesen, und sie war schon so nah dran. Die nächste Ausfahrt wäre ihre gewesen, weniger als eine Meile entfernt. Sie konnte immer noch auf die I-70 abbiegen und weiter nach Westen fahren.

Als sie sich jedoch auf der langen Abbiegespur zur I-70 befand, fuhr sie plötzlich nicht nach links, sondern nach rechts, in die andere Richtung; geradewegs auf das Schild zu, auf dem ANLIEGER FREI stand. Ihre Familie hatte diesen seltsamen, unfertigen Autobahnanschluss immer nur die Straße ins Nirgendwo genannt. Alle hatten sich immer darüber gefreut, wenn sie jemandem den Weg zu ihnen nach Hause beschreiben konnten. »Fahr auf der Interstate nach Osten, bis sie aufhört.« »Wie kann eine Autobahn denn plötzlich aufhören?« Und ihr Vater erzählte daraufhin immer triumphierend die Geschichte der Bürgerinitiative, die sich in Baltimore zusammengeschlossen hatte, um den Leakin Park und seine Flora und Fauna zu retten und damit auch die damals bescheidenen Reihenhäuser um das Hafenbecken. Es war einer der wenigen Erfolge im Leben ihres Vaters, obwohl er dabei nur eine Randfigur gewesen war, nur einer von denen, die das Gesuch unterzeichnet, an den Demos teilgenommen hatten. Niemand hatte ihn jemals darum gebeten, bei den öffentlichen Versammlungen aufzutreten, auch wenn er es noch so gern getan hätte.

Der Valiant machte ein Furcht erregendes Geräusch, ver-

mutlich das rechte Hinterrad, das am eingedellten Kotflügel schrammte. In ihrem erregten Zustand erschien es ihr folgerichtig, das Fahrzeug auf dem Seitenstreifen stehen zu lassen und zu Fuß weiterzugehen, obwohl inzwischen Schneeregen eingesetzt hatte und ihr mit jedem Schritt klarer wurde, dass etwas nicht stimmte. Ihre Rippen taten weh, jeder Atemzug kam ihr wie ein schmerzhafter Stich mit einem winzigen Messer vor. Außerdem fiel es ihr schwer, ihre Handtasche an sich zu pressen, so wie man es ihr beigebracht hatte, um keine leichte Beute für Räuber und Diebe zu sein. Sie war nicht angeschnallt gewesen und in dem Valiant herumgeschleudert worden, war ans Lenkrad und gegen die Tür geprallt. Sie blutete im Gesicht, aber sie wusste nicht genau, wo. Mund? Stirn? Ihr war heiß und kalt, und sie sah Sternchen. Nein, keine Sternchen, mehr wie Dreiecke, die herumwirbelten und herumtanzten, wie von Drähten eines unsichtbaren Mobiles.

Sie war kaum zehn Minuten gegangen, als ein Streifenwagen mit Blaulicht neben ihr anhielt.

»Gehört Ihnen der Valiant da hinten?«, rief ihr der Polizist zu, während er das Fenster auf der Beifahrerseite herunterkurbelte, aber keinerlei Anstalten machte, auszusteigen.

War es ihrer? Die Frage war viel komplizierter, als der junge Beamte sich das vorstellen konnte. Sie nickte trotzdem.

»Können Sie sich ausweisen?«

»Klar«, antwortete sie und kramte in ihrer Handtasche, fand aber ihre Brieftasche nicht. Na so was! Sie fing an zu lachen, als ihr bewusst wurde, wie gut das passte. Selbstverständlich hatte sie keinen Ausweis dabei. Wie auch? »Tut mir leid. Nein. Ich ...« Sie konnte nicht mehr aufhören zu lachen. »Sie ist weg.«

Der Polizist stieg aus und wollte sich selbst davon überzeugen. Ihr Aufschrei erschreckte sie selbst noch mehr als ihn. Sie spürte einen wahnsinnigen Schmerz in ihrem linken Unterarm, als er versuchte, ihr die Tasche abzunehmen. Der Polizist sprach in sein Funkgerät und forderte Hilfe an. Er steckte

die Schlüssel aus ihrer Handtasche ein, ging zu ihrem Wagen hinüber, stocherte im Schloss herum, kehrte im Schneeregen zu ihr zurück und stellte sich neben sie. Er murmelte ein paar Worte, die ihr bekannt vorkamen, sagte aber ansonsten nichts.

»Ist es schlimm?«, fragte sie ihn.

»Das muss der Arzt in der Notaufnahme entscheiden.«

»Nein, ich meine, was da hinten passiert ist.«

Das entfernte Dröhnen eines Hubschraubers beantwortete ihr die Frage. *Verzeihung, Verzeihung, Verzeihung*, aber sie konnte nichts dafür.

»Ich bin nicht schuld daran. Ich konnte nichts dazu – aber ich habe auch nichts getan ...«

»Ich habe Ihnen Ihre Rechte verlesen«, sagte er. »Was immer Sie jetzt sagen, kann gegen Sie verwendet werden. Nicht dass es einen Zweifel daran gäbe, dass Sie Fahrerflucht begangen haben.«

»Ich wollte doch nur Hilfe holen.«

»Die Straße hier endet an einem Parkplatz. Wenn Sie denen wirklich hätten helfen wollen, hätten Sie bereits da hinten angehalten oder wären beim Security Boulevard abgefahren.«

»Ich dachte, ich könnte von der alten Windsor-Hills-Apotheke, Ecke Forest Park und Windsor Mill, anrufen.«

Auf ihre Ortskenntnis war er nicht gefasst gewesen.

»Ich weiß von keiner Apotheke an der Ecke, aber es gibt dort eine Tankstelle. Haben Sie denn kein Handy?«

»Keins, das ich privat nutze, aber bei der Arbeit habe ich eins. Ich kaufe technische Geräte erst, wenn sie ordentlich funktionieren, wenn sie perfekt sind. Bei Mobiltelefonen hat man oft keinen Empfang, und meistens muss man reinschreien. Wie will man da was Persönliches sagen? Ich kaufe mir erst eins, wenn Mobiltelefone so zuverlässig funktionieren wie Überlandleitungen.«

Sie hörte die Worte ihres Vaters widerhallen. Nach all den Jahren war er immer noch in ihrem Kopf, seine Anweisungen

so klar und unmissverständlich wie eh und je: *Kauf niemals als Erste eine neue technische Erfindung. Schleif regelmäßig deine Messer. Iss Tomaten nur, wenn sie nicht aus dem Gewächshaus kommen. Sei nett zu deiner Schwester. Eines Tages werden deine Mutter und ich nicht mehr da sein, und dann habt ihr nur noch euch.*

Der junge Polizist beäugte sie ernst, die Art Ehrfurcht gebietender, prüfender Blick, mit dem unartige Kinder gestraft werden. Es war lächerlich, dass er sich ihr gegenüber so skeptisch verhielt. Das Dämmerlicht, die Kleidung, die kurzen, lockigen, vom Regen platten Haare ließen sie wahrscheinlich jünger aussehen. Die Leute hielten sie meist für zehn Jahre jünger, sogar dann noch, wenn sie sich schick gemacht hatte, was selten vorkam. Die Tatsache, dass sie seit letztem Jahr einen Kurzhaarschnitt trug, ließ sie noch jünger wirken. Es war schon seltsam, wie blond ihr Haar war, wo doch die meisten Frauen mit Blondiermittel nachhelfen mussten, um diesen hellen Ton hinzukriegen. Es war fast, als ob sich ihre Haare für die jahrelangen, unfreiwilligen »Kesse Kastanie«-Tönungen rächen wollten. Ihre Haare konnten ebenso gut sauer sein wie sie.

»Bethany«, sagte sie. »Ich bin eins von den Bethany-Mädchen.«

»Wie?«

»Sie wissen nichts davon?«, fragte sie ihn. »Sie erinnern sich nicht daran? Klar, wie auch? Sie sind ja höchstens, na ja – vierundzwanzig? Fünfundzwanzig?«

»Ich werde nächste Woche sechsundzwanzig«, entgegnete er.

Sie hatte Mühe, ein Grinsen zu unterdrücken. Er erinnerte sie an ein Kleinkind, das darauf bestand, dass es schon zweieinhalb war, nicht erst zwei. Ab welchem Alter will man nicht mehr älter sein, als man ist; wann hört man auf, die Zahl aufzurunden? Bei den meisten um die dreißig, schätzte sie, auch wenn es bei ihr bereits viel früher angefangen hatte. Mit achtzehn hätte sie alles getan, um noch einmal klein sein zu dürfen.

»Also, dann waren Sie noch gar nicht auf der Welt, als ... Und wahrscheinlich sind Sie auch gar nicht von hier. Dann sagt Ihnen der Name natürlich nichts.«

»Die Fahrzeugpapiere in Ihrem Wagen sind auf eine Penelope Jackson aus Asheville in North Carolina ausgestellt. Sind Sie das? Wie sich bei der Überprüfung des Nummernschildes herausgestellt hat, ist der Wagen nicht als gestohlen gemeldet worden.«

Sie schüttelte den Kopf. Ihre Geschichte wäre bei ihm verschenkt. Sie würde auf jemanden warten, der sie zu würdigen wusste, bei dem die volle Tragweite dessen, was sie ihm zu erzählen versuchte, ankommen würde. Sie fing bereits an, nach dem gewohnten Muster zu handeln. Wen hatte sie auf ihrer Seite, wer würde sich für sie einsetzen? Wer war gegen sie, wer würde sie verraten?

Im St.-Agnes-Krankenhaus zog sie es vor, weiterhin zu schweigen, und beantwortete nur Fragen, die sich auf ihre Schmerzen bezogen. Ihre Verletzungen waren relativ geringfügig, eine Platzwunde an der Stirn, die mit vier kleinen Stichen genäht wurde, wobei man ihr versicherte, dass es keine sichtbare Narbe geben würde. Etwas in ihrem linken Unterarm war gezerrt und gebrochen. Im Moment reiche es aus, den Arm zu verbinden und zu stabilisieren, aber irgendwann müsse er wohl operiert werden, sagte man ihr. Der junge Streifenpolizist hatte anscheinend ihren Nachnamen mit Bethany angegeben, weil die Dame von der Rechnungsabteilung damit ankam, aber sie weigerte sich, noch einmal davon anzufangen, ganz egal, wie sehr sie sie löcherten. Unter normalen Umständen hätte man sie ärztlich versorgt und entlassen. Aber dies war alles andere als normal. Die Polizei stellte einen uniformierten Wachmann vor ihrer Tür ab und machte sie darauf aufmerksam, dass sie nicht einfach nach Hause konnte, selbst wenn das Krankenhaus da anderer Meinung sein sollte. »Vorschrift ist Vorschrift. Sie müssen uns sagen, wer Sie sind«, gab

ihr ein anderer Cop zu verstehen, einer von der Verkehrspolizei. »Wenn Sie nicht verletzt wären, würden Sie heute Nacht im Gefängnis bleiben müssen.« Sie sagte trotzdem nichts, auch wenn sie der Gedanke ans Gefängnis in Angst und Schrecken versetzte. Nicht frei entscheiden zu können, was man tun möchte, irgendwo festgehalten zu werden – nein, nie mehr. Der Doktor schrieb »Name unbekannt« in ihre Akte und fügte in Klammern »Bethany?« hinzu.

Sie kannte das St. Agnes. Oder genauer gesagt, hatte es früher einmal gekannt. Immer wenn sie sich verletzte, fuhren sie dorthin. Und das war oft. Die tiefe Schnittwunde in der Wade, als sie das Glas mit den Glühwürmchen hatte fallen lassen. Eine infizierte Stelle von der Pockenimpfung, die aus Versehen eins mit der Fliegenklatsche abgekriegt hatte. Das aufgeschlagene, blutende Knie, als sie hingefallen und im Gestrüpp gelandet war. Das Schienbein, aufgekratzt an dem alten, rostigen Reifenventil, das aus dem riesigen LKW-Schlauch hervorschaute, den ihr Vater zur Hüpfburg umfunktioniert hatte. Zur Notaufnahme kam die ganze Familie mit, mehr unfreiwillig und auf Wunsch ihres Vaters – es war schrecklich für die Verletzten, langweilig für die, die mitgeschleppt wurden, aber danach gab es bei »Mr. G« Softeis für alle, sodass es sich am Ende doch noch lohnte.

So hatte ich mir das Nachhausekommen nicht vorgestellt, dachte sie, im Dunkeln liegend, und überließ sich dem Selbstmitleid, ihrem alten Begleiter.

Sie wollte tatsächlich wieder nach Hause, wurde ihr dabei bewusst, wenn auch nicht gerade heute. Irgendwann einmal, wenn sie es für richtig hielt, und nicht, weil es ihr von irgendwem vorgeschrieben wurde. Vor drei Tagen war ihr Leben, das sie so mühsam wieder auf die Reihe bekommen hatte, ohne Vorwarnung außer Kontrolle geraten, genauso wie der erbsengrüne Valiant. Dieses Auto – es war fast, als hätte sich ein Geist unter der Motorhaube befunden, der sie von Anfang an nach

Norden drängte, vorbei an den alten Erkennungszeichen, bis hin zur Ausfahrt zur I-70. Es wäre so einfach gewesen, nach Westen weiterzufahren, ihrem eigentlichen Ziel entgegen, unentdeckt zu bleiben. Doch es hatte nicht in ihrer Macht gestanden. Der Wagen war von sich aus nach rechts abgebogen und von alleine stehen geblieben. Der treue Valiant hatte sie fast den gesamten Weg nach Hause geführt und sie dazu gebracht, das zu tun, was das Richtige war. Deshalb war ihr der Nachname herausgerutscht. Oder aber es lag an der Kopfverletzung oder an den Ereignissen der letzten drei Tage oder an ihrer Angst um das kleine Mädchen in dem Geländewagen.

Benebelt von den Schmerztabletten fantasierte sie den Morgen über, wie es wohl sein würde, ihren Namen auszusprechen, ihren richtigen Namen, seit Jahren zum ersten Mal. Die Antwort auf die Frage, bei der kaum ein Mensch zweimal überlegen musste: *Wer sind Sie?*

Dann fiel ihr ein, was die zweite Frage sein würde.

Teil I

MITTWOCH

Kapitel 2

»Ist das dein Handy?«

Die Frau mit dem verschlafenen Gesicht funkelte Kevin Infante böse an und war über irgendetwas ziemlich sauer, für ihn nichts Neues. Er wusste nicht mehr so genau, wie sie hieß, obwohl er sicher war, dass es ihm gleich einfallen würde. Auch dies nichts Neues.

Nein, es lag an der Kombination – eine fremde Frau *und* der böse Blick –, die diesen Morgen einzigartig machte. Er würde, wie sein Vorgesetzter so gern sagte, bestimmt in die Annalen des Infante eingehen, wobei sein Chef jedes Mal das Wort mit einem gedehnten *a* aussprach. Wenn Infante diese Frau nur flüchtig kannte, womit hatte er sich dann diesen hasserfüllten Blick eingehandelt? Normalerweise brauchte es drei bis vier Monate, bis eine Frau derart gereizt reagierte.

»Ist das dein Handy?«, fragte die Frau noch einmal, ihre Stimme so angespannt und bedrohlich wie ihre Miene.

»Ja«, antwortete er, erleichtert, dass es mit einer einfach zu beantwortenden Frage losging. »Stimmt.«

Er wollte nach dem Handy suchen und vielleicht sogar drangehen, aber das Klingeln hatte bereits wieder aufgehört. Gleich würde der Festnetzapparat läuten. Dann fiel ihm ein, dass er sich nicht in seinem eigenen Schlafzimmer befand. Er tastete mit der Linken den Boden ab, der rechte Arm klemmte noch unter der Frau, und tastete nach seiner Hose mit dem Handy am Gürtelclip. Noch während er danach griff, vibrierte das Telefon in seiner Hand und piepte schrill, als wolle es ihn ebenso verärgert beschimpfen.

»Nur die Arbeit«, sagte er mit einem Blick auf die Nummer.

»Ein Notfall?«, fragte die Frau, und wenn er etwas fitter gewesen wäre, hätte er gelogen und gesagt: Ja, genau, wäre in die Klamotten gestiegen und abgehauen.

Immer noch schlaftrunken sagte er stattdessen: »In meinem Bereich gibt es keine Notfälle.«

»Ich dachte, du wärst ein *Bulle*.« Er vernahm die aufbrandende Wut am Rande ihrer Worte, den angestauten Groll.

»Detective.«

»Das ist doch das Gleiche, oder?«

»So ziemlich.«

»Also, bei Bullen gibt's doch Notfälle, oder?«

»Rund um die Uhr.« Und dies hier wäre einer. »Aber bei meiner Arbeit ...« Er konnte sich gerade noch bremsen, sich als einer vom Morddezernat auszugeben, weil er befürchtete, sie könne das zu spannend finden und ihn wiedersehen, eine Beziehung aufbauen wollen. Es gab eine ganze Menge Frauen, die Cops heiß fanden, eine Tatsache, für die er normalerweise dankbar war. »Die Leute, mit denen ich zu tun habe, haben viel Zeit.«

»Machst du Schreibtischdienst?«

»So kann man es nennen.« Er hatte einen Schreibtisch, und er hatte Dienst. Manchmal verbrachte er seinen Dienst am Schreibtisch. »Debbie«, er versuchte nicht allzu viel Stolz mitklingen zu lassen, dass ihm ihr Name wieder eingefallen war. »So kann man es nennen, *Debbie*.«

Sein Blick wanderte durchs Zimmer, auf der Suche nach einer Uhr, aber auch, um sich im Raum umzusehen. Natürlich ein Schlafzimmer und dazu noch ein ganz nettes, mit Blumenkunstdrucken und dem, was seine jüngste Exfrau als farblich abgestimmtes Raumkonzept bezeichnet hatte. Ein Konzept war wohl etwas Gutes, für Infante klang es jedoch immer nach Komplott, nach einem ausgeklügelten Plan, mit etwas ungestraft zu entkommen. Aber ein farblich abgestimmtes

Raumkonzept war ja auch so etwas wie eine Falle, wenn man mal darüber nachdachte; es begann mit einem viel zu teuren Ring, Möbelkäufen auf Kredit bei Shofer's und einer Hypothek aufs Haus und endete dann – seiner Erfahrung nach bereits zweimal – im Gerichtssaal, wo der Frau alle Habe zugesprochen wurde und dem Mann sämtliche Schulden. Bei Debbie war die Farbgebung blassgelb und grün, daran war eigentlich nichts auszusetzen, außer dass ihm bei diesen Farben leicht übel wurde. Während er seine Sachen von den ihren trennte, fielen ihm noch andere Dinge auf; der eingebaute Schreibtisch unter dem Flügelfenster, der sperrige Minikühlschrank, der mit einem Tuch abgehängt war, eine kleine Mikrowelle darauf, der Wimpel über dem Schreibtisch, der die Towson Wildcats feierte ... *Verdammtter Mist*, dachte er, *verdammt noch mal*.

»Na«, sagte er. »Was ist denn dein Hauptfach?«

Das Mädchen – sie war wirklich noch ganz jung, wahrscheinlich noch keine einundzwanzig – warf ihm einen eiskalten Blick zu, kletterte über ihn hinweg und wickelte sich dabei in das grügelbe Laken. Betont geziert zog sie einen flauschigen Bademantel vom Haken, drapierte ihn um sich und ließ das Laken erst fallen, nachdem sie den Gürtel gezogen hatte. Er erhaschte dennoch einen Blick und wusste dann wieder, warum er hier war. Weiß Gott, am Gesicht lag es nicht, obwohl das bestimmt ansprechender gewesen war, als es noch nicht so verkniffen war. Im Morgenlicht war sie gänzlich blass, diese Debbie, eine von diesen Blondinen mit ovalem Gesicht, deren Augen ohne Make-up kaum hervorstachen. Sie holte einen Plastikkorb aus dem Schrank und versetzte ihn damit für den Bruchteil einer Sekunde in spekulative Panik. Wollte sie ihm damit eins überbraten? Ihm etwas überkippen? Aber Debbie ging schmollend aus dem Zimmer zu den Duschräumen. Vermutlich um jede Spur von ihrem Abend mit Kevin Infante zu beseitigen. Wie schlimm



Laura Lippman

Was die Toten wissen

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-46898-0

Goldmann

Erscheinungstermin: Juli 2009

Denn die Lebenden wissen, dass sie sterben werden ...

Als in Baltimore eine Frau auftaucht, die behauptet Heather Bethany zu sein, löst sie Fassungslosigkeit aus. Denn Heather und ihre Schwester Sunny waren dreißig Jahre zuvor spurlos verschwunden, ihre Leichen wurden nie gefunden, der Fall nie gelöst. Und auch jetzt bleibt die Polizei misstrauisch: Zwar kennt die angebliche Heather Bethany Details, mit denen außerhalb der betroffenen Familie niemand vertraut sein kann. Gleichzeitig wird deutlich, dass sie etwas verbirgt und ihre Geschichte nicht ganz stimmen kann ...

 [Der Titel im Katalog](#)